

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 18. November 1823.

138

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Äußerung der Redaction,

betreffend die in No. 123 ausgeschriebene, und in No. 128 durch Professor Meißners Berichtigung erledigte Preisaufgabe für die Auffindung eines Mittels: „Das Rauchen der gußeisernen Öfen zur Heizung mit erwärmter Luft ganz unmöglich zu machen.“

Die Redaction dieser Zeitschrift bedauert, durch den Anschein von Gemeinnützigkeit des fraglichen Vorschlags verleitet, demselben einen Platz in diesen Blättern eingeräumt zu haben. Durch die in No. 128 enthaltene Darstellung des Herrn Professors Meißner: daß die betreffende Aufgabe in seinem, vom Aufgeber selbst angeführten, also diesem wohlbekannten Werke: „Über Beheizung mit erwärmter Luft, (Wien bey Gerold 1823) bereits gelöst, demnach ganz unnütz gegeben worden sey, zerfällt diese Aufgabe von selbst, und den unbekanntem Einsender trifft der Vorwurf, die Öffentlichkeit der Zeitschrift hier bloß zu einem persönlichen, kaum zu rechtfertigenden Zwecke benützt zu haben.

Johann Schick,  
Herausgeber und Redacteur.

## Kosmologische Betrachtungen über die Bahnen der Himmelskörper.

Von J. J. Littrow.

Daß alle Planeten und Cometen so, wie unsere Erde, in den Räumen des Himmels sich frey bewegen, ist eine längst bekannte Sache. Im verfloßenen Winter 1821—1822 sahen wir zwey der schönsten derselben, Jupiter und Saturn, so nahe bey einander stehen, daß diese Nachbarschaft selbst denen auffiel, die es nur selten der Mühe werth achten, den gestirnten Himmel ihres Blickes zu würdigen. In dem folgenden Winter 1822—1823 hingegen

waren diese beyden blendenden Gestirne schon so weit aus einander gerückt, daß man das Kleinere derselben nur mit einiger Mühe aus dem Gewühle der dasselbe umgebenden Fixsterne herausfinden konnte. Noch deutlicher sieht man diese eigene Bewegung der Körper unseres Sonnensystems an dem Monde, der jeden Abend weit östlich von den Sternen steht, unter welchen man ihn an dem vorhergehenden Abende gesehen hat, während diese Sterne selbst durch das ganze Jahr, ja seit Jahrtausenden immer die selbe Lage unter einander behalten, oder unbeweglich am Himmel stehen.

Wenn aber diese Erscheinung der Bewegung der Planeten Jedem bekannt ist, so möchte vielleicht die Ursache dieser Erscheinung manchem desto weniger genau bekannt seyn, um so weniger, da, wenn wir es sagen dürfen, die eigentliche Auflösung des Räthsels selbst unter den Adepten noch immer gesucht werden soll.

Diese Untersuchung, mit welcher ich hier meine Leser einige Augenblicke, je nach ihrer individuellen Stimmung, entweder unterhalten, oder langeweilen werde, läßt sich nicht, wie vielleicht manche von ihnen bey der Ansicht der ersten Zeilen schon gesagt haben werden, vornehm damit abthun, daß dieß von der Attraction der Sonne komme, was allerdings schon in gar vielen Büchern steht, aber dessen ungeachtet, wenigstens meinen häufigen Erfahrungen gemäß, oft mißverstanden, und noch öfter gar nicht verstanden wird.

Unsere guten Alten, die sich gerne alles so recht handgreiflich deutlich machten, konnten sich mit diesem unsichtbaren, magischen Bande der Attraction, dessen Schall, wenn auch nicht dessen Bedeutung, uns jetzt so geläufig ist, nicht begnügen, ob schon es bey ihnen auch nicht an schwerfälligen Philosophen mit leichtsinniger Phantasie, an diesen Zephyren in Courierstiefeln, gefehlt hat, die über die flüchtigsten Begriffe der Metaphysik, von denen wir eigentlich alle nichts wissen, mehrere dickleibige Folianten zu schreiben gewußt haben. Aber das Geschwätz dieser Herren verhallte an den Wänden ihrer Schulen, für die es bestimmt war, ohne, wie die neuere Naturphilosophie vom Ich und Nichtich, in's Leben überzugehen, und da manchen braven Mann, der ohne diese hyperphysischen Speculationen der Gesellschaft auf mancherley Weise noch hätte nützlich seyn können, zum unnützen und unheilbaren Schwärmer zu machen. In ihrem, übrigens keinesweges lobenswerthen Unvermögen, zu sehen, wo nichts zu sehen ist, halfen sich alle unsere Vorgänger damit, daß sie die Erde, die nach ihrer bescheidenen Meinung einmal der Mittelpunct des ganzen Weltalls seyn mußte, mit einer unzähligen Menge von dünnen, krystallinen Kugelschalen umgaben, wozu sie vielleicht die Farbe des Himmels verleitete. Jede dieser concentrischen Schalen war für sich um ihren Mittelpunct beweglich, und an einigen derselben waren die Planeten und Cometen festgemacht, die sich daher mit ihrer Schale nothwendig auch drehen mußten. Der Einfall scheint ihnen nicht viel Kopfbrechen gekostet zu haben, und er gefiel ihnen in dem Maße, daß er, mehrere Jahrhunderte durch, als der einzig wahre beygehalten wurde. In der That ist durch diese Erklärung das Band, welches alle Körper unseres Sonnensystems unter einander verbindet, so deutlich geworden, daß es denjenigen, denen nur um diese Handgreiflichkeit zu thun ist, und deren bey allen Völkern und in allen Zeiten immer

hey weitem die größere Zahl ist, vollkommen genügen mußte. Zwar gab es da und dort zuweilen einen unruhigen speculativen Kopf, der da meinte, daß mit dieser Erklärung der Bewegung der Planeten eigentlich nichts erklärt sey, denn wenn dadurch auch die Frage beantwortet wäre, warum sich die Cometen bewegen, so sey doch noch die andere Frage übrig, warum sich jene Schalen bewegen, an welchen die Planeten befestiget sind, und diese sey eben so schwer zu beantworten, als jene. Da man aber solchen Leuten nie genug thun kann, und da sie, wenn man ihnen auch alle Zweifel und Einwürfe gelöst hat, immer wieder mit einem neuen hervorkommen, so schlug man alle weitem Einwendungen dadurch nieder, daß jeder solchen Schale ein eigener Geist, ein Genius, vorstehe, dessen Geschäft und Bestimmung es sey, seine Sphäre unablässig zu drehen, und wer etwa nicht daran glauben wollte, wurde — verbrannt.

Nachdem diese unwiderlegliche Beweisart, und der ganze Einfall von den krystallinen Sphären (von welchen, im Vorübergehen zu erwähnen, die sogenannte Musik der Sphären bey den alten Dichtern abzuleiten ist) längst verschollen war, gefiel es einem neueren und sehr berühmten Weltweisen, Descartes, die drollige Idee noch einmal, obschon etwas travestirt, auf die Bühne zu bringen, einem Manne, der sich durch seine bekannten Wirbel, in welchen die Planeten und Cometen um die Sonne fortgerissen werden, in der Geschichte der Astronomie nur lächerlich gemacht hätte, wenn nicht seine anderen, wahrhaft großen und nützlichen Entdeckungen in der Algebra und Geometrie ihm den Dank der Nachwelt sicherten. Durch viele sehr gelehrte, und, wie es gewöhnlich geht, sehr unverständliche Demonstrationen will er uns glauben machen, daß im Anfange aller Dinge die Materie des ganzen Weltalls überall im Raume gleich verbreitet gewesen sey, und daß die einzelnen Theilchen derselben die Gestalt von kleinen Kugeln hatten, die er zweyte Elemente nannte. Da diese Kugeln alle unter einander in einer sehr schnellen Bewegung waren, und da sie anfangs manche Unregelmäßigkeiten in ihrer Oberfläche, Ecken und Spitzen u. dgl. hatten, so mußten diese sich durch die schnelle Bewegung nach und nach abreiben, und aus diesen abgeriebenen Feilspänen des Universums bildete sich eine sehr feine Flüssigkeit, die in immerwährender Bewegung war, und die er das erste Element des Weltalls nannte. Diese letzte Flüssigkeit mußte sich da und dort anhäufen, wodurch die Sonnen entstanden. Diese Sonnen mußten während ihrer Entstehung ganze Stücke, fremdartige Massen von den zweyten Elementen, mit sich fortreißen, die bald darauf auf der Oberfläche der Sonne, als große Sonnenflecken, schwimmen, und da die Sonne eine sehr heftig drehende Bewegung hatte, sich endlich von derselben losreißen, und so weit fortfliegen mußten, bis sie in eine Gegend kamen, wo die Anhäufung der zweyten Elemente ihnen das Gleichgewicht halten konnte, wodurch dann die Planeten entstanden sind. Da aber die ganze, im Weltenraume vertheilte Masse der ursprünglichen Materie um die Sonne rotirt, so muß jeder der Planeten sich ebenfalls um die Sonne bewegen, obschon er eigentlich immer den Ort des Systemes einnimmt, welchen er, nachdem er von der Sonne sich abgelöst hatte, einnahm, und in welchem er nach dem Vorhergehenden im Gleichgewichte ist. Auf eine ähnliche Weise bildeten diese Planeten wieder neue Mit-

telpuncte, neue Sonnen, von welchen sich andere Flecken trennten, und so den Satelliten ihr Daseyn gaben, u. s. w.

Man sieht, wie schön in dieser Hypothese alles unter einander sowohl, als auch mit den Beobachtungen übereinstimmt. Es wird hoffentlich keinem meiner Leser schwer seyn, noch mehrere ähnliche, und vielleicht schönere Träume zu Markte zu bringen. Daß übrigens nichts leichter ist, als Hypothesen schmieden, wenn man sich um ihre Wahrheit nicht bekümmert, haben besonders unsere Landsleute durch die letzten Decennien in der Philosophie sowohl, als auch in mancher anderen Wissenschaft, zu ihrem eigenen größten Leidwesen so sehr erfahren, daß es hier ganz überflüssig wäre, sich umständlicher über diesen Gegenstand zu verbreiten.

Wenn die Körper, welche uns auf der Oberfläche der Erde umgeben, keine anderen wesentlichen Eigenschaften hätten, als die gewöhnlich dafür angenommen werden, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und Trägheit, so würde es wohl schwer seyn, die Auflösung unsers Räthsels zu finden. Die erste dieser Eigenschaften, ohne die wir uns allerdings keinen Körper denken können, macht die Körper bloß zu Gegenständen der Geometrie; die zweyte ist nöthig, damit sie sich stoßen und reiben können, was den Körpern eben so nöthig zu seyn scheint, wie gewissen Geistern, die nicht glücklicher sind, als wenn sie mit ihren nächsten Umgebungen in immerwährendem Hader und Zanke liegen; die dritte endlich, die man nicht schlechter hätte benennen können, macht die Fortdauer der Bewegung, aber nur der geradlinichten, möglich. Bey diesen Eigenschaften allein ist aber weder eine Kreisbewegung, noch sonst eine Bewegung in einer anderen krummen Linie möglich, und wir würden uns umsonst bemühen, daraus den harmonischen Sphärentanz der Gestirne des Himmels, und ihre mäandrischen, wunderbar verschlungenen Schönheitslinien zu erklären. Nichts als leblose Massen würden wir, ohne Zweck und Ordnung, in geraden Linien vor uns vorbeyschießen, oder in träger Ruhe, ohne Gefühl und Bewegung, vor uns da liegen sehen, und in der allgemeinen geselosen Verwirrung würde bald alles wieder sich selbst zerstören, und in das ursprüngliche todte Chaos zurückstürzen.

Es bedarf also noch etwas, das nicht bloß, wie die vorhin genannten Eigenschaften, jedem Körper für sich zukommt, sondern was sie alle angeht, und sie alle unter einander verbindet. Wie das Schiff der Segel und der Winde bedarf, um uns die Früchte ferner Welttheile zuzuführen; wie die menschliche Gesellschaft die so wohlthätigen, und oft so zerstörenden Leidenschaften bedarf, wenn unsere Länder nicht von einzelnen Wilden bewohnt werden sollen, die ohne Trieb zur Geselligkeit, zur Sprache, zur Bildung, ohne irgend eine Neigung oder Abneigung in dem Schatten ihrer Bäume, wie die Auster an ihren Felsen liegen bleiben, und die nur dann sich gegenseitig zu ihrem größten Verderben kennen lernen, wenn der Zufall sie an einander treibt — eben so bedarf auch die Körperwelt ein Band geistiger Art, das sie zusammen hält, das sie gleichsam belebt, und die einzelnen Körper durch gegenseitige Zuneigung einander nähert.

Dieses magische Band, welches sich durch die ganze Körperwelt in unzähligen Verzweigungen schlingt, und die Körper des Himmels, deren Größe wir nicht mehr zu fassen im Stande sind, so wie die Sonnenstäubchen, die

durch ihre beynahe verschwindende Kleinheit selbst unserm gewaffneten Auge noch entgehen, mit gleicher Stärke umschließt, ist die gegenseitige Anziehung derselben.

(Die Fortsetzung folgt.)

### C h a r a d e.

Die erste Sylbe zielt und drückt, und trägt und schützt;  
Weh, wenn sie dir in deinem Innern sitzt.  
Die zweit' und dritte sind als heilend wohl bekannt,  
Auch nimmt der Scharfschütz sie gar oft zur Hand.  
Das Ganze ist den Städten allen eigen,  
Und seltner nur wird's auf dem Land' sich zeigen.

### E u r y a n t h e.

(S c h l u ß.)

Der Aufsatz, der die Enthüllung des ersten Planes zur Euryanthe veranlaßt, in No. 34 dieser geschätzten Zeitschrift befindlich, trägt das Gepräge einsichtsvoller Kenntniß, richtiger Empfindung des Schönen, und lobenswerther Unparteilichkeit. Tadel, der aus solcher Quelle entspringt, könnte nur ein eitles Herz verletzen; ich kann den, welcher meinen Text betrifft, um so leichter verschmerzen, da ich unschuldig an den meisten seiner Fehler bin. Ich hatte mir bey dieser Arbeit zum Grundsatz gemacht: dem Compositeur in Allem nachzugeben, theils aus Achtung für sein Talent, theils aus Mißtrauen in meine Kenntniß der Scene, und in meine Fähigkeiten für eine bis her noch nicht unternommene Arbeit. Verschiedene der Hauptstellen, die ich am Glas vier hörte, bestärkten mich in der Idee, daß meine Nachgiebigkeit an ihrer Stelle gewesen, ich kann aber, so aufrichtig ich fühle und zugesteh, daß der Wille des Compositeurs bey den erheischtesten Änderungen schön und lobenswerth, bey einem Werke ähnlicher Gattung in keinem Fall irgend einem Dichter diese Nachgiebigkeit empfehlen. Der gerechte Vorwurf, daß hier und da zu wenig gesagt wird, trifft nicht mich, sondern die Hand, die, was ich sorgfältig ausführte, gestrichen, und aus dieser Zerstörung das innere Gleichgewichts rührt es her, wenn wiederum an andern Stellen zu viel stehn geblieben.

Sollte man mich, als Dichterin fragen, ob ich mein Werk in seiner eigensten Natur bey dieser Behandlung für verstanden und für verständlich halten kann? so muß ich gestehen, die in Recitativen so erfreuliche Klarheit, Kürze und Natürlichkeit, die jeder Sylbe ihr Recht widerfahren läßt — (z. B. in Mozart's, Beethoven's Werken, auch in den recitativischen Stellen von Kreutzer's Libussa) wäre mir lieber gewesen, als der allerkunstvollste Satz. Auf mich wenigstens übt das Melodische, weil es Natur und Wahrheit ist, höhere Gewalt aus als Kunsterzeugnisse in der allerhöchsten Potenz, und das rein Plastische, oder rein Pittoreske ist mir zusagender als jede phantastische, auf das mühsamste ausgearbeitete Mosaik. Der Compositeur muß unser Werk nicht für ein harmonisches Ganze, dessen Bestandtheile alle durch unerläßliche, innere Nothwendigkeit bedingt sind, halten, sonst würde er wohl nicht darin so gestrichen haben, wie er gethan. Nicht eine Oper, die bis gegen Zehn spielt, ist zu lang, sondern bloß eine, die nicht durchgängig zulagt und fesselt. Sind vielleicht die un-musikalischen Verse Schuld? und darf ich (einige Ausnahmen abgerechnet) nur über die Scansion des Jägerchors ruhig seyn, weil dieser sich für den Satz dankbar ausgewiesen? Oder sollte es auch noch mehreren Ausfüllungen bezuzumessen gewesen seyn, wenn man ehemals die Oper zu lang gefunden? z. B. nach dem ersten, herrli-

chen Chor der endlose Reigen Tempo di Menuetto, diese Ceremonie lag nicht in meinem Plan. Der König sollte auf dem Proscenium auf dem Thron sitzen, neben ihm Lysart, Adolar u. a. stehen, die Frauen und Ritter Paarweise. Erstere bereits die Kränze in der Hand, sollten stehen, und unmittelbar nach dem Schluß des Chors, nach den Worten: „des Lebens schönster Kranz“ sollte die Bekranzung vor sich gehn, und der im Charakter des ernstern Reigens gehaltene Umgang kaum drey Minuten füllen. Man könnte auch nichts dagegen haben, daß es anders wäre, wenn die Schönheit der Tänze, und der vom Charakter der Musikbegleitung und Melodie des schönen Chors so entgegengesetzten Tanzmusik, für die seltsame Hemmung in der Handlung, noch ehe die Handlung nur beginnt, entschädigte. Kurz, das Ganze müßte abgerundeter, anspruchsloser und einfacher gehalten seyn. Ich hatte den ersten, flüchtig skizzirten Entwurf, der hier vorgedruckt steht, in diesem Sinn gefaßt, bey dessen Ausführung auch die Rolle des Königs an Bedeutsamkeit gewonnen hätte, allein der Compositeur fand, daß feyerliche Zweykämpfe, Turnierschranken u. s. w. zu oft schon dagewesen, und entwarf die Katastrophe, die man in seiner Berichtigung findet. Vergebens stellte ich ihm vor: daß Euryanthe's Scheintod, erstlich, als durch einen Sturz vom Pferde herbey geführt, die ganze Dichtung verunzere, zweytens unter keiner Bedingung glücklich an die Katastrophe des Frenschütz erinnere, denn, was dem Publicum unter einer Gestalt lieb geworden, will es nicht in einer andern wiederfinden. Weber war nicht davon abzubringen, wie seine Briefe an mich beweisen. Schon seine Frage am Schluß seines Scenariums: „wohin mit Lysart und Eglantine?“ hätte ihn selbst darauf aufmerksam machen müssen, daß wir durch diese Änderung vom einfachern Wege der Handlung uns entfernten. Ich zweifle nicht, daß mein erster Plan, mit den von Weber so einsichtsvoll und zweckmäßig angegebenen Musikstücken dankbarer für die Ausführung gewesen seyn würde. Das Weilschen Euryanthe's konnte nun einmal nicht gebraucht werden, den musikalisch dramatischen Knoten zu schürzen, es mußte ein Geheimniß substituiert werden, und dies Geheimniß sollte nicht eine Alte, die Weber mit mir für Scene und Musik einer Oper als undankbare Erscheinung verwarf, sondern eine falsche Freundin, eine Nebenbuhlerin, der arglosen Euryanthe entlocken.

Möge der erste Entwurf dieser Scene hier eine Stelle finden:

E u r y a n t h e.

Ein trüb Geheimniß, o Geliebte, lastet  
Auf Adolars erlauchtem Heldenstamm,  
In Träumen hat sein Ahnherr, Guy von Nevers,  
Dies schmerzliche Geheimniß ihm enthüllt,  
Und diese Träume scheuchten jede Nacht  
Die süße Ruh von seinem Lager fort.  
In einer heil'gen Stunde des Vertrauens  
Enthüllte mir mein Freund sein ganzes Herz —

E g l a n t i n e.

Sag Alles mir!

E u r y a n t h e.

Nein! dieß entdeck' ich nie!

Die Gruft bewahre treu die trübe Kunde.

E g l a n t i n e.

Warum betritt dein Fuß sie jede Nacht?

E u r y a n t h e.

Ich bete dort für des Entseelten Frieden.

Seit ich mein Herz erkühnt zu dieser That,

Seit ich den Graus des Todes überwunden,

Entwich das Schattenbild —

E g l a n t i n e.

Der Unschuld Macht

War dieß! Sie hat zu Gott den Blick gewandt,

Der Drache windet sich zu Füßen ihr,  
Die Siegespalme weht in jarter Hand  
(Was sprach ich da!)

Euryanthe.

O, meine Eglantine!

Jetzt begann das Duo. Ferne Jubeltöne, die näher und näher während des Duetts kamen, verkündeten der Ritter und Lysiarts Ankunft. Die Bewillkommungsscene schritt rasch und abgerundet fort. Als Euryanthe mit Allen sich entfernt, blieb Eglantine zurück, und enthüllte ihren Plan, die Gruft zu durchsuchen, und Euryanthe's Unvorsichtigkeit zu ihrem Untergang zu benutzen. Sie eilte in die Gruft, jetzt kam Lysart und sein Monolog; dann Eglantine mit dem Dolch, den sie in Guy's Sarge gefunden, und dessen Inschrift, von der Hand Guy's eingegraben, sie laut las. Ihr Frohlocken über diese Entdeckung und ihr Zusammentreffen mit Lysiarts Haß und Racheplänen — dann Adolar bey Hofe, Euryanthe erwartend. An einen langen Bewillkommungschor hatte die Dichterin nicht gedacht. Nur mit zwey Zeilen sollte Euryanthe rasch begrüßt werden, dann der König und Lysart folgen. Nun die Anklage, Adolars Zorn und Lysiarts Antwort:

Gemach!

Ruf nicht die Todten aus den Gräften wach!  
Zwingst du mich den Beweis zu geben,  
Daß Euryanthe mich nicht schmachten ließ,  
Ihr Herz mir schenkte, ihre Hand verhiess —

Adolar und Chor.

Beweise!

Lysart.

Gern wollt' ich's mit Nacht umweben,  
Gern schont' ich dich —

Adolar.

Esender!

Lysart.

Mir gegeben,

Als ich ersteh' ein Unterpand,  
Hat sie — hier diesen Dolch! dir wohlbekannt!

Euryanthe.

Allwissender! o, schirme du mein Leben,  
Allmächtiger, in deine Vaterhand  
Befehl ich mich — will mich die Höl' umweben!  
Du rettest mich, wirst aus der Nacht mich heben!

(Sie sinkt bewusstlos in die Arme ihrer Frauen.)

Adolar.

Durch Trug und List hast du den Dolch entwandt.

(zu Euryanthen Feind.)

O, meine Euryanthe, kannst du sagen?  
Die süßen Augen öffne!

Lysart.

Muß ich Alles sagen?

(Adolar wendet sich von Euryanthe, die bewusstlos liegt, horchend ab.)

Alle.

Verhehle nichts.

Lysart.

Sie sprach: in jeder Nacht

Erschien einst dir — nur sie wiss' es auf Erden —

Adolar (springt auf).

Wollende nicht, nimm alles, alles hin!

Mein Leben mit! —

C h o r.

Ha! die Verrätherinn!

K ö n i g.

Sprich, Lysart, jetzt, wo Alles kund muß werden.

A d o l a r.

Auf weiter Erde wußte sie es nur.

L y s i a r t.

Lies diese Inschrift, sieh des Blutes Spur.

K ö n i g (nimmt den Dolch und liest):

„Mit diesem Dolch hab' ich, verblendet durch Verrath,

„Mein treues, süßes Weib getödtet.

„Die ihr den Dolch entdeckt, o, betet

„Für mich, und hüllt in Schweigen meine That!

„Weil diesen Dolch nun auch mein Herzblut röthet.“

L y s i a r t.

In jeder Nacht, in deiner Kammer Raum,

Erschien dir Guy mit blut'ger Todeswunde.

Dass du erkennst, wie treulich meine Kunde:

Du sagtest ihr dein Herz in heil'ger Stunde,

Und seit dem Tag verschwand der bange Traum u. s. w.

Nachdem Euryanthe sich von der Ohnmacht erholt, ihr Versuch sich zu rechtfertigen durch Adolars übereilten Zorn fruchtlos geworden, und Lysart befehlt, Adolar scheiden will:

C h o r.

Geliebter, alle gehen wir mit dir!

A d o l a r.

Nein, laßt mich einsam wandeln meine Bahn.

L y s i a r t.

(Gefungen ist's! Und Sieg frönt meinen Plan!)

A d o l a r.

Laßt mich ein Grab erkämpfen, fern von hier.

C h o r.

Nimm uns mit dir!

L y s i a r t (für sich).

Wie süß ist Rache!

C h o r.

Für dich all unser Gut und Blut!

Wir sind dir treu, o, fasse Muth!

A d o l a r.

Zurück — es gibt nicht Lieb' und Treu mehr!

K ö n i g u n d C h o r.

O, herber Ausgang!

L y s i a r t.

Süße Rache!

E u r y a n t h e und ihrer Damen Chor.  
Verwalt, o Gott, der Unschuld Sache!

A d o l a r.

Meineidige, mit mir!

E u r y a n t h e.

Dank, Dank für dieß Gebot,

Ich folge dir in Noth und Tod!

(Zu ihrem Gefolge, das sie zurückhalten will)

Ihr treuen Seelen, laßt mich fort,

Der Himmel wacht — dort ist mein Hort!



Chor der Damen Curyanthe's.  
Welch hoher Muth!

Adolar.

Komm mit!

Curyanthe.

In Noth und Tod!

Schluschor der Frauen und Ritter.

Was auch den Sterblichen bedroht

Der Herr ist Hort in Noth und Tod!

Auf einen der Entwürfe dieser Scene schrieb Weber: „Vielleicht wäre hier Verzweiflung, Schmähung und Rache athmender Schluß, wo Alles auf die arme Curyanthe einströmt, wirksamer, als die obigen, zwar herrlichen, aber zu beruhigenden Worte.“

Webers Bemerkung, nach welcher ich glaubte mich richten zu müssen, hat sich zwar durch seine vortreffliche Behandlung des Finales, das ich in seinem Sinn dichtete, bewährt, doch zweifle ich nicht, daß er eine noch großartigere Wirkung auf dem einfachern, von mir vorgeschlagenen Weg erreicht hätte, denn ich kann es mir nicht nehmen lassen, daß mich dabey, wenigstens in poetischer Hinsicht, und im Rückblick auf die Novelle, ein richtigeres Gefühl leitete. Dort steht, daß Alle die schöne Curyanthe beklagten. Es ist unritterlich, wann König und Edle die, obgleich schuldig geglaubte Curyanthe in ihrem Leid noch mit Vorwürfen zermalmen; und daß sie bey dem Anblick ihrer rührenden Ergebung, bey ihrem Anruf zu Gott gar keine dunkle, leise Ahnung von der Möglichkeit fassen, daß sie doch wohl unschuldig seyn könne, zeugt von Mangel an Gefühl, drittens lag in diesen Worten eine Andeutung auf die beruhigende Lösung des Ganzen.

So war auch die Scene in der Einöde einfacher und strenger angelegt:

Curyanthe.

Verweise nun — du zogst mich schweigend fort.

Nicht einen Blick — kein Laut — kein tröstend Wort —

Hier laß mich weilen — wär's zum letzten Male!

Erquickung weht der Odem dieser Thale,

In diese Schlucht drang Niemand je hinein —

Hier wär' es sanft zu ruh'n von jeder Pein!

(Pause.)

Die Quelle rieselt, Nachtigallen schlagen,

Beym Wellenklang,

Beym Waldgesang,

Wie war es süß in schöner Liebe Tagen!

Nur einen Blick noch — und dann laß uns scheiden,

Vergaßest du, wie du mich sonst geliebt? —

Dein Blick ist Blich, der Tod dem Herzen gibt!

O, nicht im Horne scheide! meinen Leiden

Gibst, zürnest du, selbst nicht der Tod ein Ziel.

Fühlst du in deiner Brust nicht meine Treue?

Hör meinen Schwur —

Adolar.

Ein Eid ist dir ein Spiel!

Du glatte Schlange sonder Scham und Reue,

Zum letzten Mal vernimm mein Wort!

Ich führte dich zum Tode fort.

Curyanthe.

Ich will nicht leben!

Und Milde ist es, mir den Tod zu geben;

Getrost nur scheide mich vom Lebensband,

Auch Tod ist süß von deiner Hand!

A d o l a r.

Stirb!

E u r y a n t h e.

Lasse mich noch einmal beten;  
Vor Gottes Throne deine That vertreten.

A d o l a r.

Die du Beschönigung des Frevels wagst,  
Versöhne dich mit Gott, so du vermagst!  
Dein Blut komm über dich!  
Als Rächer steh ich hier  
Im Namen der verletzten Treue,  
Nur Lüge ist in dir,  
Empfah den Tod, dem ich dich rächend weihe!

E u r y a n t h e.

Laß mich von diesen Felsenhöhen  
Die schöne Welt noch einmal sehen.

(Sie ersteigt eine Klippe.)

Wie still die Flur — welsch Licht auf Wald und Heiden!  
Muß ich im Lenz von Lenz und Liebe scheiden!  
O, mondbeglänzt's Thal — noch einen Blick!  
Was seh ich dort im Mondenscheine?  
Sind das nicht Nevers Thürme, Nevers Haine?  
Dort blühte einst mein himmlisch Glück\*!

A d o l a r.

Komm, Freyerin zum Gottgerichte!

E u r y a n t h e (von der Höhe die Schlange erblickend).

Ich komme nun — Entsetzen! flüchte!

O, rette, rette dich!

Ein Unthier, fürchterlich u. s. w.

Das getadelte Recitativ der zweyten Scene des ersten Act's stand nicht in der ersten, in Wien im März 1822 recipirten Bearbeitung der Euryanthe, eine Romanze hatte ich an dessen Stelle. Alles, wie gedrängt es war, auch das Recitativ, eh' ich es so sehr eingekürzt, war dem Compositeur zu lang. Gleichwohl war es die Stelle, welcher Ausdehnung gegönnt werden mußte, weil sie den Knoten schürzt. Bedenket man, welchen Raum in beliebten Opern beliebte und zugängliche Musikstücke ausfüllen, die durchaus nicht wesentlich zur Handlung gehören (ich nenne nur die ganz allerliebste Romanze; Totaf's Traum in der Libussa — oder, zu einem Beispiel aus einer Weber'schen Oper zu greifen, die acht und dreißig Zeilen lange Erzählung Annschens im Freyschütz: „Einst träumte meiner selgen Base“ so erstaunt man über die Ungeduld, welche ein armes, kleines Recitativ von netto sechzehn Zeilen einflößt und geräth in Versuchung, das Mißlingen desselben auf der Scene der zwar herrlichen und hochgelehrten, doch die Worte erstickenden Tonsetzung bezumessen.

Wahrscheinlich hat E. M. v. Weber durch das partielle Vernichten des Textes einen namhaften Vorzug einiger italiänischen Opern glücklich in die deutsche hinüber zu ziehen sich beieifert. Dadurch nämlich, daß bey Ersteren selten Jemand weiß, was er hört, und wo es hinaus will, und wüßte er's, um nichts gebessert wäre, kann sich jeder bequem dabey denken, was er Lust hat, ist entübrigt, den Faden zu verfolgen, und hat Muße, gemüthlich mit dem Nachbar zu plaudern, bis ein Musikstück das Gespräch unterbricht. Bis die deutsche Oper zu dem erwünschten Gipfel der Vollkommenheit hingedeiht, daß kein Mensch mehr Worte dabey verlangt, werden sich freylich

\*) Hiermit wollte ich die Nähe von Nevers, den folgenden Scenen so nothwendig zur Erläuterung, andeuten, und für die Musik eine Farbe, die Erinnerungwehmuth legen.

noch manche Dichter (oder Reimer) damit abzuquälen müssen, Opernbücher zu machen, doch von nun an wird das nicht mehr so leicht gehn! Der Windstille der, seitdem es Opern gibt, bis dato ununterbrochen geübten, freundlichen Rücksicht kunstverständiger Recensenten gegen Versbau, Rhythmus, Reime, Prosodie, Stoff und Gestaltung deutscher Operntexte, ist nun urplötzlich ein Sturm gefolgt: wie ein Donnererschlag aus heiterer Luft, überraschend und betäubend, fällt alle Strenge des Tadels, und zwar, zuerst in Wien! auf jedes Sylbchen, das etwas spröden Klang hat, und dieß Phänomen findet zuerst bey einer derjenigen Operndichtungen Statt, die in Sprache und Versbau nicht durchgängig vernachlässigt sind, bey der *Curyanthe*! — Ist es denn zu läugnen, daß seit der Übersezung von *Ninette à la Cour* (Großtante und Ältermutter erinnert sich: *Lottchen am Hofe*), bis daß *Schikaneder* reimte: *fönnen — tönen — Sohn, fromm u. s. w.* und bis heut zu Tage alle holde Nachlässigkeit der Reime, Gedanken und was sonst zu einer Dichtung gehören soll, in die, bis jetzt von der Kritik stets mit stillen Schauern vermiedene, von ihr unbetretene Freystatt der deutschen Oper sich hineingeflüchtet, wie im Alterthum der Verbrecher an den Hausaltar? — Schluckte nicht jeder nach dem Neuen heißhungrige Gaum jedes: „poetische Rührey von Kunst und Unsinn“ (wie Müllner die Oper nennt) herunter, ohne viel nach den Ingrediengzien zu fragen? Blickten wir nicht mit einigem Erstaunen zu Italiänern und Franzosen (in so viel anderer Hinsicht unsern Vorbildern in den Künsten) hinüber, die nicht bloß Kunstwerke (siehe *Quinaults, Jounys, Metastasio's* Werke) für die Oper heißen, sondern, was noch viel erstaunenswerther ist, den Dichtern Rücksicht der Belohnung mit gleichen Rechten, wie den Tonsetzer bedenken, welches bey deutschen Opern selten der Fall war,) ja, was noch mehr, die Rechte des Dichters auf die Dankbarkeit aller derjenigen, die sein Werk benutzen, bis auf seine fernste Nachkommenschaft ausdehnen? — Mit der beginnenden Strenge der Kritik, die sich bey dieser Gelegenheit mit nichts vergleichen läßt, als mit ihrer bisherigen Langmuth und Geduld gegen deutsche Operndichtungen, taqt dem Dichter die Hoffnung, daß man wirklich anfangen wird bey Opern auch auf ihn, ob er schon nur der Dichter ist, Rücksicht zu nehmen, und besser spät, als nie!

Doch, auch die besonnenste und gerechteste Kritik wird immer fehl gehn, wenn sie einen deutschen Operntext als selbstständige Dichtung beurtheilen will. Friedrich Kind, obgleich ein gefeyrter Dichter, auf den Deutschland stolz ist, hat sich, eben so, wie ich, beseelt von Achtung für den Genius *Carl Maria von Webers*, und von Liebe für den Freund, so sehr, als ich angelegen seyn lassen, die Massen zu legen, die der Compositeur für seine musikalische Wirkung zu brauchen glaubte, und, wie bekannt, eigne gereifte Einsicht des geübten dramatischen Verständnisses, eigne Wünsche denen des Compositeurs untergeordnet; mehr oder minder wird dieß immer jeder Dichter thun müssen, der eine Oper für einen Tonkünstler entwirft, und sie im Einverständnis mit ihm auszuarbeitet. Gerathener ist es, die Dichtung dem Compositeur vollendet vorzulegen: dadurch, daß der Meister in seiner Kunst, durch eine, mit Sachkunde und Talent vollendete Operndichtung einen Total-Eindruck empfängt, der ihn ergreift und begeistert, wird in seinem Innern die musikalische Idee klar und vollendet in schöner Einheit aufgehen, und Beyden wird geholfen seyn, woben immerhin einige Modificationen in Einzelheiten zulässig sind, nur nicht in der Zeichnung, denn diese muß, wie die anatomische Gliederung eines Körperbaues, in sich selbst vollendet seyn und bleiben, auch muß der Compositeur nicht selbst hineindichten und willkürlich umgestalten wollen, denn jede Kunst verlangt zu ihrer Ausübung ein volles Daseyn, und aus Worten sind durchaus nicht so leicht Dichtungen zu machen, wie es den Anschein hat. Was ich hier berühre, will ich indes nicht in seinem vollen Umfang auf die *Curyanthe* angewendet wissen, sie war meine zweyte dramatische Arbeit und meine erste Oper, ich habe, wie schon im Anfang berührt, bey ihren Umgestaltungen *Webers* Rath oft vortrefflich gefunden, und seinem Wunsch, wir möchten „ein von Seiten der Poesie sowohl, als der Musik vollendetes Kunstwerk liefern,“ stets volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; da indes zu befürchten steht, daß von beyden Seiten, trotz aller Anstrengung, das Ziel nicht erreicht worden, glaubte ich mir selbst die Mitthei-

lung der ersten Entwürfe schuldig zu seyn, weil ich glaube, daß mein erstes Auffassen, in größerer Einfachheit, Klarheit und Kürze, wie Gefühl und Ahnung des Bessern es in mir hervorrief, doch wohl zweckmäßiger gewesen seyn dürfte. Ich selbst hätte auch darüber ruhig seyn können, daß nach fünf und zwanzig Jahren, in denen ich so viel Liebe, Anerkennung und Lohn für redliche und ausdauernde Bestrebungen erlangt, auch einmal (wie wohl eh geschehn seyn mag, ohne daß ich's erfahren, denn wer liest alle Tagblätter?) ein Ton, von jenen ganz verschieden, erklingt; es war mir aber, wie bey der ganzen Arbeit, nicht um mich, auch bey diesem Auffatz, nur um die Sache zu thun. Es fragt sich jetzt, schärfer, als je, „ob Deutschland jemals eine deutsche Oper haben soll und kann, oder nie?“ da wollte ich dann, was mein Fach betrifft, einige der Erfahrungen, die ich auf meiner Bahn gemacht, nicht verschweigen, und habe noch nicht einmal die herbsten mitgetheilt, weil sie hierher nicht gehören.

Wien, im November 1823.

Helmina von Chezy, geb. Fr. Stenke.

### Theater = Anzeige.

Die Administration des k. k. Hoftheaters am Kärntnerthore hat dem Unterzeichneten bey seinem nahe bevorstehenden Austritte von diesem k. k. Hoftheater die Vorstellung der Oper „Don Juan“, welche Freytag den 21. dieß Statt finden wird, zu seinem Vortheile überlassen. Am Ziele einer vierzigjährigen theatralischen Laufbahn gibt er sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum höflichst einzuladen, und empfiehlt sich daher der, schon so vielfältig zu Theil gewordenen Huld und Gewogenheit.

Carl Weinmüller,

k. k. Hof- und Hofopernsänger.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Hamelia chrysantha*. Goldfarbige Hamelie. Aus Jamaika.

*Hedychium angustifolium*. Schmalblättrige Kranzblume. Aus Ostindien.

*Justicia peruviana*. Peruvianische Justice. Aus Peru.

— — *pulcherrima*. Schönste Justice. Aus Südamerika.

*Plectranthus Forskohlei*. Forskohli'scher Hahnensporn. Aus Arabien.

*Pothos violacea*. Veilchenblauer Pathos. Aus Westindien.

*Psychotria undata*. Wogenblättrige Psychotrie. Von den Bahama-Inseln.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.